

Feierabend.

Unterhaltungs-Beilage
der
„Sächs. Volkszeitung“.

Nr. 6.

Sonntag, den 8. November.

1903.

Der Wald im Herbststurm.

Es brauset der Sturm in den herbstlichen Bäumen.
Doch leuchtet die Sonne so freundlich darcin.
Dürr flattert das Laub in des Waldes Räumen,
Beleuchtet vom goldenen Sonnenschein.

Des Schicksals Stürme durchtoben das Leben,
Durchschütteln des Daseins innerstes Mark.
Doch mag uns der Ausblick nach oben erheben:
Die himmlische Hand führt so mild und so stark.

Hans a. d. Mühlthal.

Olgas Irrtum.

Originalnovelle von Alca Ruth.

(5. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Nein, nein, so darf es nicht weitergehen“ wehrte Eichbach ab, „meine Schuld Dir gegenüber schwilt an, und noch ist mir keine Aussicht geboten, jemals —“

„Sei kein Narr, Karl. Magst meinen Kindern später mal 'ne Weihnachtsfreude damit machen.“

„Schlechte Aussichten das! Willst ja wohl unbeweibt bleiben?“ Seitenblick.

„Habe mich anders besonnen.“

„Fritz, altes Haus, laß Dich umarmen“, rief Eichbach enthusiastisch und breitete seine Arme aus, „nun laß uns auch umkehren, wir haben schon eine ansehnliche Strecke hinter uns.“

„Ich habe Dir ja schon erklärt, daß ich zu den Dünen will.“

„Mache ich nicht mit, ist mir, nebenbei gesagt, mißrabel zu Mute.“

„Adieu, Karl!“

„Hm, was meinst Du dazu? Vielleicht könnte es meinem Vater nicht schaden, noch etwas spazieren geführt zu werden, also —“

„Adieu, Karl!“ Verdutzt schaute Eichbach dem Davoneilenden nach und gewahrte in der Ferne die Umrisse einer Frauengestalt, welche die Richtung nach den Dünen zu nahm. Er schlug sich vor die Stirne und trat kopfschüttelnd den Heimweg an.

„Total unzurechnungsfähig geworden“, sprach er vor sich hin, „mag sich gratulieren, die schöne Olga. Der liebe Fritz seine — Mucken.“

Inzwischen war der Gegenstand seines Selbstgesprächs in dem Dünengarten angelangt. Schnell eilte er die einsamen Pfade dahin, riß eine Ranke von einem der Buchsbäume und pfliff leise mit der tirillierenden Lerche um die Wette. An einem Blumenbeete machte sich der Dünenwarter zu schaffen.

Fritz grüßte zu ihm hinüber und folgte der Richtung seiner Hand. Er wies nach den Sandhügeln der unfruchtbarsten Dünen hinüber, dorthin nahm Detten seinen Weg. Doch mochte es ihm Mühe kosten, in dem Wirrwarr von Hügeln und Tälern die zu finden, die er suchte.

Ein seltsam beklemmendes Gefühl beschlich ihn beim Durchwandern der Sandregion. Ringsum die kahlen Rücken der Hügel und die öden sandigen Täler! Wie war die Blüten schlagende Poesie der Liebe mit dieser starren Scenerie in Einklang zu bringen!

Sein eilender Fuß zertrat das saftlose, üppig wuchernde Sandkraut, und seine Hand riß hie und da die blaugrünen Halme des Strandroggens ab. Ein Windstoß kam vom Meere her, brachte die Flut in Wallung, daß sie klatschend wider die Dünenwand schlug, und spielte mit dem lockeren Geriesel des Sandes. Mit Mühe erklimmte Detten einen der Sandhügel und schaute über das dunkle Blau des Meeresspiegels dahin, über welchen die schäumenden Kämme der Wellen dahinglitten. In regelmäßigen Zwischenräumen klatschten die Wogen gegen die Wälle. Die brandende Flut schwoh an, sie kam daher gerauscht, langsam und majestätisch, als wolle sie die Düne unter sich begraben. Der Küste nahe, krümmte sie sich, wie eine Kage vor dem Sprunge, schlug krachend wider das Land an und füllte die Atmosphäre im weiten Umkreise mit einem durchsichtigen Nebel sprigender Tropfen ein. Detten fröstelte es, er stieg hinab, mit der eilenden Bewegung auch die nötige Körperwärme erzielend. Der feine Sand knirschte unter seinen Füßen, und eine Strandmöve, die seitwärts auf einem Hügel saß, flog bei seinem Herannahen auf.

Jetzt verengte sich das Tal zwischen den Wällen und schloß mit einem Sandhügel, der davorgelagert war, ab. Er erstieg denselben und schaute, oben angekommen, in das jenseits liegende, von allen Seiten von Sandhügeln umschlossene Tälehen hinab. Fast wäre er vor freudigem Schreck zurückgeprallt, als er diejenige am Fuße des Hügels sitzen sah, die er mit brennender Ungeduld gesucht. Ein malerisches Bild bot sie dar in ihrer stillen Beschaulichkeit und Versunkenheit. Sie hatte sich auf einen hervorstehenden Stein niedergelassen, den blonder Kopf in die Hand gestützt und die schönen stolzen Augen in die Ferne gerichtet. Der Hut lag in ihrem Schooße, und die niedlichen Füße hatten sich in den weichen Sand gehohlet. Das rieselnde Geräusch abbröckelnden Sandes ließ sie emporschrecken, hinaufschauend gewahrte sie die hohe Gestalt Detten's, der langsam und bedächtig hinabzusteigen versuchte. Sein Fuß glitt indessen aus, der Sand wich unter ihm, und mit einer mächtigen Sandlage rutschte er hinab.

Pfeilschnell war sie aufgesprungen und trat zurück, während Detten, in eine Sandwolke gehüllt, ihr lachend ein: „Guten Morgen!“ zurief. Sie bewahrte indessen ihre ruhige Höflichkeit und bückte sich nach ihrem Hute.

„Ich Unglücksmensch!“ rief Detten bedauernd, „nun habe ich zu alledem mich noch an Ihrem schätzbarsten Toilettenstücke versündigt!“

„Der Schaden ist nur ein geringer im Vergleich zu der Romantik des Morgentraumes in den Dünen —“

„Der durch mein Dazwischentreten so grausam zerstört wurde!“

„Ja“, sagte sie und reinigte ihren Hut vom Sande.

Dies freimütige Zugestehen ärgerte ihn.

„Es tut mir leid“, versetzte er sarkastisch, aber wenn der Herr Kommerzienrat die Dünen pachten wollte, stände Ihrem romantischen Morgentraume nichts mehr im Wege — wenigstens ich nicht.“

Sie wandte sich ab, um ihren Mund spielte ein verhaltenes Lächeln. Er wußte nicht recht, lachte sie über ihn oder über das drollige Gebahren eines im Sande umherkollenden Strandläufers. Das erstere schien annehmbarer,

und so fragte er, seinen wohlgepflegten Bart vom Sande reinigend:

„Nun, Fräulein Olga, was denken Sie von mir?“

Sie sah ihn ruhig prüfend an.

„O, gewiß nichts Schlechtes.“

„Aber auch nichts Gutes, gestehen Sie es nur. Das konventionelle Lügen steht Ihnen nicht an.“

Sie lächelte; und wenn ihr das von Herzen kam, war sie bezaubernd schön. Man hätte vor diesem Lächeln niederknien mögen und bitten: Laß diesen warmen Strahl aus Deinen Augen auch Dein kaltes, stolzes Herz durchdringen. Wenn Deine Augen lächeln, redet Dein Herz; aber Du kennst seine Sprache nicht.

„Daß Sie eine solche gute Meinung von mir haben, freut mich“, erwiderte sie ihm darauf und befestigte den Hut, der ihr wie ein leichter Falter in der Fülle blonder Haare auf dem Kopfe saß. Wie sie dabei die Arme emporhob und diese den Damen so geläufige Beschäftigung vollführte, trat ihre formvollendete Gestalt so vorteilhaft hervor, daß Detten in schweigender Bewunderung vor ihr stand. Sie empfand diese unverhohlene Huldigung peinlich, ließ die Arme sinken und trat errötend einige Schritte zurück.

„Ich werde Sie begleiten“, sagte Detten, „ohne Schutz darf ich Sie in den einsamen Dünen nicht lassen.“

„Ich bin ja auch ohne Ihren Schutz hergekommen“, warf sie leicht hin, mit gleicher Ueberlegenheit in Ton und Wort.

„Nichtsdestoweniger: „j'y suis et j'y reste!“ Er reichte ihr den Arm. „Sie werden schlecht in dem Sande fortkommen; also verstoßen Sie einmal ausnahmsweise gegen den guten Ton und nehmen Sie meinen Arm. Haben wir erst die Dünen im Rücken, will ich ein Opfer der schlimmen Konvenienz werden und mich entfernen.“

Mit einer bezeichnenden Kopfbewegung, die wohl auszudrücken vermochte, daß sich ins Unabänderliche fügen noch immer keine Niederlage sei, nahm sie den dargebotenen Arm. Sie fühlte, daß sein Rock feucht war, und bemerkte nun erst, wie leicht gekleidet er ging.

„Wie unvorsichtig Sie sind, Herr von Detten!“ tadelte sie. „So spielt man nicht mit seiner Gesundheit. Sie ziehen sich eine Erkältung zu.“

„Daran trügen Sie wieder einmal die Schuld.“

Sie maß ihn mit ungläubigem Blicke.

„Aber, Herr von Detten! Sie sind entweder im höchsten Grade originell oder — unartig.“

„Passen Sie einmal auf, Fräulein Olga“, versetzte er launig. „heute in aller Morgenfrühe werde ich durch das Knarren einer Türe geweckt, ich höre leichte Füßchen die Treppe hinuntereilen, springe auf, fahre in das erste beste Kleidungsstück und — me voilà! Nun werden Sie nicht mehr behaupten wollen, daß Sie meinen etwaigen Schnupfen nicht verschulden. Es ist einfach logisch bewiesen.“

Halb belustigt, halb befangen hatte sie ihm zugehört, nun sagte sie:

„Das nenne ich Männerlogik!“

„Was nennen Sie denn Frauenlogik?“ fragte Detten groß verwundert.

„Wenn beispielsweise ein Mann über dem Kopfe einer Frau bis spät in die Nacht hinein Zimmerpromenaden hält, so folgert sie daraus, daß er unfehlbar bis in den Mittag hinein schlafen wird. Daß Frauenlogik indessen unzutreffend ist, hat sich heute gezeigt“, schloß sie prompt.

Er stand bestürzt.

„Ihr Zimmer liegt unter dem meinen? Mohren-element! So hörten Sie mich auch singen?“

Um ihre Lippen zuckte es verräterisch.

„Ich hatte das Vergnügen.“

„Wenn Sie mir gegenüber doch aufrichtig sein wollten!“

„Es ist wirklich so! Sie machten mir wirklich Vergnügen.“

„Nun, Ihre musikalischen Nerven habe ich gewiß nicht angeregt.“

„O, nein, aber —“

„Aber? — Bitte, sagen Sie mir einmal ein Kompliment.“

„Meine Lachmuskeln!“

Er blieb stehen und schaute sie mit schelmischem Augenblinzeln an; sie ahnte, was erfolgen könnte, ließ seinen Arm los und sagte, daß sie nun allein gehen könne. Er vergaß indessen sein Versprechen und dachte im Geringsten nicht daran, sie zu verlassen.

„Es wäre ein Unrecht von mir, da wir doch den gleichen Weg haben. Ich werde Sie also noch begleiten.“

„Auch wenn ich Ihre Hartnäckigkeit als Beleidigung ansehe?“

„Ach, um den Preis eines solchen Versöhnungszeichens wie an jenem Abende möchte ich Sie nur immer zu beleidigen. — Das ist speziell meine Logik.“

Sie empfand diese Anspielung peinlich und beharrte mit umso größerer Bestimmtheit darauf, daß er sich entferne. Der kalte, förmliche Ton ihrer Stimme und die immer eifriger werdenden Gesichtszüge hätten ihm warnende Anzeichen sein sollen, daß das Maß überschritten sei. Sie übten auf ihn indessen eine durchaus gegenteilige Wirkung aus — sie reizten ihn.

„Nun denn, mögen Sie recht haben“, versetzte er, „indessen können Sie mir nicht verbieten, Ihnen in einer beliebigen Distanz zu folgen. Das steht in meinem Belieben.“

Sie würdigte ihn keines Blickes mehr und schritt voran. Er blieb unverdrossen an ihrer Seite. Mit welchem Recht? — — — „Sie muß doch wissen, daß ich sie liebe!“ — Fritz Detten, Du hast soviel Weisheit eingesogen, aber ein Frauenherz kennst und verstehst Du nicht! — Er fühlt selbst seine Ohnmacht gegenüber dieser stolzen, unnahbaren Frauenseele und denkt: „Ich will ein Ende machen.“ Er beugte den Kopf, den er so hoch zu tragen gewöhnt ist, zu ihr herab, und eine Welt voll Bärtlichkeit lag in seiner Stimme, als er fragte:

„Bin ich Ihnen denn wirklich lästig, Fräulein Olga?“

Ihre Augen flammten, ihre Wangen glühten, ihre Stimme klang unsäglich kalt und ruhig.

„Sie fragen viel, mein Herr, worauf eine wohlgezogene Dame keine Antwort hat.“

Dunkle Bornesröte bedeckte sein Gesicht. Seine Hand lag schwer auf ihrem Arme.

„Ich will Antwort, Olga!“ rief er. „Ich verlange sie!“

„Ich bin für Sie nicht Olga! Wenn ich Ihnen durch mein unbefangenes Entgegenkommen zu solcher Sprache Anlaß gegeben, so kann das Niemand tiefer bedauern, als ich.“

Sie schüttelte seine Hand ab und ging ohne Gruß davon.

„Mag sie gehen!“ stieß er ingrimmig hervor. „Daß ich ein Tor wäre, mich an ihre Ferse zu heften!“

Und trotzig schritt er wieder in die Dünen zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Don Rom nach Byzanz.

Reiseeskizzen von Bruno Stenzel.

(5. Fortsetzung.)

Daß unser neuer hl. Vater Pius X. noch mehr als seine Vorgänger mit der jeweiligen Höhe des Peterspfennig zu rechnen haben wird, da er ja von zu Hause aus tatsächlich arm ist, wird wohl jedermann ohne weiteres einleuchten. Was wäre überhaupt Rom ohne den Papst und seinen Hofhalt! Ohne sie würde Rom geradezu zu einem gänzlich bedeutungslosen Provinzstädtchen herabsinken, während der Ort, der gegebenen Falls den Papst als ein zweites Avignon aufnähme, das werden würde, was das neue christliche Rom einzig und allein durch die Päpste geworden ist: der Mittelpunkt der Welt. Eine Durchschnitts-

berechnung ergibt, daß die Stadt Rom dem Papste und all den Personen, die vom Papste leben oder des Papstes und der vatikanischen Sammlungen wegen ihren dauernden oder zeitweiligen Aufenthalt in Rom nehmen, einen jährlichen Gewinn von annähernd 30 Millionen Franken verdankt, der sich aber des erhöhten Zuguges halber in Jubiläumsjahren vielleicht auf das Doppelte erhöht. Ja fürwahr, Rom hat alle Ursache, dem Papste dankbar zu sein; denn was es ist, ward es durch das Papsttum und die Wurzeln seiner Kraft ruhen im Papsttume. Daß sich die Verhältnisse unter der Regierung des „geeinten“ Italien immer ungünstiger gestalten, daran trägt die Kirche mit ihren auch in Italien außerordentlich in Blüte stehenden gemeinnützigen Bestrebungen, Veranstaltungen und Erfolgen in der Errichtung und Unterhaltung von Erziehungs-, Rettungs-, Kranken- und Waisenhäusern wahrlich nicht die geringste Schuld, obwohl ihr natürlich in dieser Hinsicht die Hände vielfach gebunden sind und sie die seit 1879 aus ihrem rechtmäßigen Vermögen „säkularisierten“ Millionen recht schmerzlich entbehrt. Was mit diesen kostbaren Millionen seitens der italienischen Regierung für die allgemeine Wohlfahrt geschehen ist, wird eigentlich nicht so recht ersichtlich. Offenkundiger ist ja schließlich die Verwendung säkularisierter Kirchen- und Klöster zu Fouragemagazinen und Geräteschuppen, gleichviel ob dabei altbewährte Wandgemälde berühmter Meister, sowie kostbare Mosaik und Glasfenster eine geradezu vandalische Behandlung erfuhren. Doch halt, die Errichtung von Denkmälern für Garibaldi, Cavour, Minghetti, sowie für die ersten beiden Könige des geeinten Italien, deren eines auch der kleinste Ort auf offizielle Anweisung hin sich zulegen mußte, erklären schließlich doch den gewaltigen Aufwand und die durch Zündhölzchenmonopol und Plakatsteuer genugsam gekennzeichneten Finanzverhältnisse des Königreichs Italien.

Es ließe sich über die staatliche Verwaltung Italiens sowohl, als auch über die städtischen Verhältnisse Roms, in dem es trotz der mit der stolzen antiken Inschrift „Senatus Populusque Romanus“ — S. P. Q. R. — „Der Senat und das römische Volk“ versehenen, freilich oft nur auf dem Papier stehenden Erlassen und Verordnungen in manchem Stadtteil doch recht kläglich aussieht, noch so manches Unerquickliche mitteilen, doch könnte nur das seitens gleichgesinnter Verehrer der uns nun einmal verbündeten ital. Regierung verübt werden, da man die Wahrheit eben niemals gern hört. Trotz alledem bleibt doch Italien Italien und Rom Rom; und wer sich von der unleidlichen Schattenseite der römischen Vorstadt hinausflüchtet auf die Sonnenseite der nächsten Umgebung und von einem der 7 Hügel den Blick in die Runde schweifen läßt, der vermag fürwahr kaum zu beurteilen, ob das Meer der geschichtlichen Erinnerungen oder die wundervollen Bauwerke aus heidnischer und christlicher Zeit, ob das prachtvolle Farben- und Linienpiel der landschaftlichen Umrahmung, oder auch der edle Wettstreit der klassischen Ideale und der christlich romantischen Empfindungen diese Ueberfülle des reinsten Genusses beim Anblicke der wahrhaft ewigen Stadt hervorrufen. —

Noch einmal wanderten wir, bevor wir aus Rom enteilten, hinaus nach der zweit schönsten Kirche der ewigen Stadt, der vor den Mauern gelegenen Kathedrale von St. Paul mit ihrem Walde von Marmorsäulen und den kunstvollen Mosaikbildern sämtlicher Päpste. Auf der Straße der 7 Kirchen, die für uns zu einer Straße der sieben Schmerzen wurde, da wir, durch die Besichtigung der vorgenannten Basilika allzulange aufgehalten, in der aufsteigenden Vormittagshize einem staubigen Verlaufe folgten, gelangten wir auf die alte Via Appia, die Königin der altrömischen Heerstraßen, zu deren beiden Seiten die stundenlange Reihe zerfallener Grabstätten und altrömischer Lustpaläste gar eindringlich die alte Wahrheit von der Vergänglichkeit aller irdischer Größe und Herrlichkeit predigen. — Welch außergewöhnliche Ueberraschung und laute Freude, als wir, nach mehrstündiger Wanderung mehr als erschöpft

in die Anima zurückkehrend, einen lieben Freund und Sinnesgenossen an unserer Tafelrunde vorfanden, der uns ohne unser Wissen nachgereist war, um mit uns das südliche Italien zu erstreben! Leider waren die herrlichen Tage allzurasch verschwunden, die wir für diesmal Rom widmen konnten. Alle drei aber haben wir wiederum von der schon im Eingange erwähnten Fontana di Trevi getrunken, deren Wassergenuß bekanntlich eine Wiederkehr zur Folge haben soll. Nicht zum mindesten infolge des Aufenthaltes in der schönen Anima empfanden wir beim Abschiede von Rom ganz besonders die Wahrheit der alten Weise: „Scheiden tut weh!“ Noch lange blickten wir, durch die tiefenste Campagna mit ihrer langen Reihe von Aequadukten und ihren zerfallenen Gräbermalen dampfend, nach der in nächtliches Dunkel gehüllten ewigen Stadt zurück, aus der uns der gewaltige Schatten der Peterskirche und die aufblühenden Lichterreiben der beleuchteten Straßen noch lange Zeit Grüße des Abschiedes und Mahnungen zur Wiederkehr nachsandten. An Schlaf war infolge des dichtbesetzten Abteils vorläufig nicht zu denken, zumal unser neuer Reisegefährte vielleicht in der Hoffnung, sich in der italienischen Sprache zu vervollkommen, aufs eifrigste bestrebt war, einer äußerst geschwätzigen Sicilianerin die Unterschiede zwischen Deutschland und Italien begreiflich zu machen. Endlich waren beide erschöpft, sowohl imbezug auf die Zeichen-, als auch auf die Lautsprache, in deren Verlaufe die ergößlichsten Verwechslungen und Mißverständnisse vorkamen.

In die Wagenecke zurückgelehnt, schlummern wir notdürftig einige Stunden, bis uns die Strahlen der aufgehenden Sonne und die laute Stimme des Schaffners wecken, der die Station Cassino ausruft. Grüßend schauen wir hinauf zum Mutterkloster des Benediktinerordens auf dem Monte Cassino, von wo aus ja ein gut Stück der europäischen, namentlich auch der deutschen Kultur stammt, so sehr diese geschichtliche Tatsache auch die Maulhelden der modernen Ueberkultur abzuleugnen versuchen. Bald fesseln jedoch neue Bilder unser Auge. Wir fahren dahin durch den herrlichen Garten des lachenden Campanien, der rings von bewaldeten Hügelketten umsäumt wird, wir schauen üppige Mais- und Reiskfelder, ausgedehnte Weinpflanzungen und sehen die ersten Orangen aus dem dunklen Laube hervorleuchten, fürwahr, ein herzerquickender Anblick, der nur durch den Gedanken beeinträchtigt wird: Was könnte aus diesem Lande werden, wenn es sich nicht zum größten Teile in den Händen gewinnstüchtiger, um das Wohl ihrer Pächter und Arbeiter gänzlich unbekümmerter Länderbarone befände, wobei natürlich eine persönliche Interesse erheischende sorgfältige und rationelle Bebauung unmöglich ist! —

Der geneigte Leser wird mir diese unleidlichen Nebengedanken gewiß nicht verargen, wenn ich ihm mitteile, daß wir aus bisher noch unbekanntem Gründen eine Zugverspätung von 2 geschlagenen Stunden hatten und infolgedessen bestimmte Landschaften mit ganz gehöriger Gründlichkeit zu mustern vermochten. Endlich war auch das überstanden und wir fuhren ein in die Bahnhofshalle jener Stadt, von der es heißt: „Napoli vedi e pui muori!“

(Fortsetzung folgt.)

Das und Das.

Das Brot in der Völkerrunde. In der französischen Bäckereizeitung, *Journal des Pâtissiers* hat E. Mahr einen Aufsatz über die Brotbereitung in den verschiedenen Ländern der Erde veröffentlicht. Wer zum ersten Mal eine Nordlandreise macht, heißt es dort, wird überrascht sein, so viele Brotsorten auf dem Tisch zu finden, deren Form Geschmack und Zusammensetzung ihm völlig unbekannt ist. So ist es schon in Dänemark und in Norwegen, aber noch höher hinauf werden die Sitten des Brotbackens und der Brotmischung immer fremdartiger. Die Lappen kneten ihr Brot aus Hafergrütze, Tannen- und Fichtentrinde, die möglichst fein gemahlen in die Form flacher Kuchen gebracht und in geschlossenem Ofen gebacken werden. Im nördlichen Schweden backen die kleinen Leute ihr Brot überhaupt nur zweimal im Jahr und schieben es dann in der Borratskammer auf; die gewöhnliche Zusammensetzung ist hier Gerste und Hafer. In Island spielt das Moos, das auf

den Felsen wächst, in getrocknetem und gemahlenem Zustand als Futur zum Brot und auch anderen Nahrungsmitteln eine große Rolle. Gehen wir nach Asien hinüber, finden wir in Sibirien und im nördlichen China den Buchweizen in der Brotbereitung bevorzugt, während die Bewohner von Kamtschatka dem Mehl in gleichen Teilen Birken- und Tannennrinde zusetzen. In südlichen Ländern sind die Gewohnheiten wieder erheblich verschieden. In Italien benützt man die Früchte der Kastanie zur Herstellung von Brotmehl. In Persien wird dazu Reismehl mit einem Zusatz von Milch verwandt. Das Brot wird dort in Backöfen fertiggestellt, die tief in die Erde hineingegraben und ganz ausgemauert sind. In den Backgruben wird ein so starkes Feuer angefacht, daß die umrandenden Backsteinmauern glühend heiß werden. Der Brotteig wird nunmehr in dünnen Scheiben einfach an die äußeren Wände des Backofens gelegt, und wird dort in etwa fünf Minuten gar. In Ägypten und Kleinasien liefert die älteste Getreideart, die Hirse, in einer besonderen Sorte den Stoff zum Brot. In Japan und China wird Brot aus Reismehl gebacken. Eine Erwähnung für sich verdient rüchichtlich der Brotbereitung noch Venezuela. Man kennt dort drei Brotarten. Das Weißbrot wird aus den Vereinigten Staaten bezogen, ist aber ein Luxusartikel, der nur von den oberen Zehntausend bezahlt werden kann. Die Soldaten der venezolanischen Republik erhalten ein Kommissbrot, das den Namen Arapas führt und eine besondere Dressur des Magens verlangt; hergestellt wird es aus einem Gemisch von Maismehl, Schweineschmalz und Wasser, und zwar überläßt man das Backen der zu eisförmigen Kuchen geformten Brotstücke in einfacher Weise der Sonne. Da diese selbstverständlich nur die Oberfläche des Teigs zu trocknen vermag, so bleibt das Innere zäh und für einen zivilisierten Magen durchaus unverdaulich. Auch die dritte Art venezolanischen Brots, das Pisang, bleibt weit hinter allem zurück, was man in irgend einem Teil Europas und vermutlich auch Asiens unter dem Namen Brot vorgefetzt bekommen kann.

Der Widerwille gegen das Schweinefleisch beruht nicht nur auf einem religiösen Kultus, wie bei den Juden und Mohamedanern, auch wilde Naturoölter sind nicht immer Freunde des Schweins. Die durch den Talmud und den Koran verbreitete Sitte, das Schwein als ein unreines Tier zu betrachten, haben unsere Afrika-reisenden auch bei einigen Negerstämmen im Innern Afrikas beobachtet. Die Häuptlinge des Kassaigebietes durften das Schweinefleisch nicht essen und zwar gleichfalls aus Gesundheitsrückichten. — Diese Schweine der Neger leiden vielfach an Finnen, was wohl daher rührt, daß sie gleich den afrikanischen Hunden sozusagen die Gesundheitspolizei in den Negerdörfern bilden, indem sie nicht nur den Schlangen tüchtig zu Leibe gehen, sondern auch allen sonstigen Unrat vertilgen. — Man kann sich den Widerwillen der Neger erklären. Aber auch hier, wie vielfach in anderer Beziehung, berühren sich die Gegensätze. — Nicht nur dem afrikanischen Neger des Kassaigebietes ist das Schwein, gleich den Juden und Türken, ein Greuel, auch der Isländer hat einen Abscheu vor Schweinen und man trifft diese unreinen Tiere auf Island äußerst selten. Merkwürdiger Weise ist das Schwein auf den Südseeinseln wiederum allgemein beliebt, einige derselben kennen sogar nur drei Gattungen der Vierfüßler, Schweine, Hunde und Katzen, und die Neuseeländer verzehren Schweinefleisch mit großem Behagen. Wer hat nun Recht? Jedenfalls der, welcher isst, was ihm schmeckt.

Was eine Frau kostet. In Uganda kostet eine gute Frau durchschnittlich vier Stiere, eine Schachtel Patronen und vier Näh-nadeln. Bei den kalifornischen Karofs verlangen die Eltern gewöhnlich für ihre Tochter eine halbe Schnur Muschelschalen; wenn sie besonders hübsch und geschickt ist und Eichenbrötchen bereiten kann, zahlt man wohl auch eine ganze Schnur. Eine Kafferdame ist je nach der gesellschaftlichen Stellung ihrer Familie zwei bis zehn Rübchen wert. Für eine Navaja in Neu Mexiko muß man schon zwölf Pferde in Zahlung geben. In der Tartarei wird die Frau mit Butter aufgewogen; der samojedische Schwiegervater zieht Rent-tiere vor und die indischen Kisans sind mit etwas Reis und einer Rupie zufrieden. Bei den Nishmis hat ein Mann zwanzig Kinder zu zahlen. In Timolaut kann man sich nicht verheiraten, wenn man nicht Elephantenstohnzähne in Zahlung geben kann; bei den Figiern tut es schon ein Walfischzahn. In Ungoro kann man eine Frau auf Abzahlung bekommen; sie wird aber nicht eher geliefert, als bis die letzte Rate gezahlt ist. Bei vielen Volksstämmen in Afrika, Asien und Amerika bleibt der Schwiegervater als Diener beim Schwiegervater. Die Frau wird ihm nach und nach vom Lohn abgezogen, bis sie ganz bezahlt ist.

Humoristisches.

Zwei Autoritäten. Sie: „Warum soll ich denn nicht mitfahren, wenn Du zum Rennen fährst?“ — Er: „Das schickt sich nicht für Dich!“ — Sie: „Das muß ich doch besser wissen! Goethe hat ja schon gesagt: Willst Du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an!“ — Er: „Ganz recht! Aber wie hat Schiller gesagt? — Der Mann muß hinaus, muß wetten und wagen!“

Paffende Partie. A: „Sag mir offen und ehrlich, soll ich das Mädchen heiraten?“ — B: „Nur zu — ärger als sie angeführt ist — wirst Du's auch nicht sein.“

Der Schuldiqe. Mutter: „Aber, Frigl, jetzt hast du wieder
Drud: i ruderei, Verlag des kath. Präsevereins, Dresden,

die Hosen zerrissen.“ — Frigl: „Gelt, Mama, bei dem Schneider lassen wir nichts mehr arbeiten.“

Gewitter im Anzug. Schwiegermama: „Das ist schön, daß ihr bei meiner Ankunft die Böller krachen laßt; ich war auf einen so großartigen Empfang wirklich nicht vorbereitet.“ — Schwieger-sohn: „Das ist das Wetterschießen, Mama; dies geschieht immer, wenn ein Gewitter im Anzug ist.“

Glückliche Kur. Doktor: „... Na, sie sind ja, scheint's, wieder ganz wohl!? Haben Sie meine Pillen alle Tage genommen?“ — Bauer: „Ja, g'nommen hab' i' s' schon — aber wissen S', Herr Doktor, dös war a so: Mei' schwarze Henn' is ma über d' Schachtel Tomma und hat die Pill'n g'fressen! Nacha hab' i' d' Henn' g'chlacht' und 'gessen — und so bin i' wieder g'sund 'wor'n!“

Serb ft.

(Nachdruck verboten.)

Wie lauschten wir doch gar zu gerne
Dem süßen Sang der Vogelschar!
Sie zogen in die weite Ferne,
Wo stets der Himmel hell und klar.

Dort wehen linde Frühlingslüfte,
Hier braust jetzt kalter Nord und Ost.
Sie freuen sich dort der Blumendüfte
Und finden reichlich Trank und Kost.

In ewig grün belaubten Bäumen
Find't manches Vöglein noch sein Nest
Und kann vom kalten Norden träumen,
Wo jetzt das Blatt den Baum verläßt.

Es träumt wohl auch von jenen Tagen,
Da's wieder freudig nordwärts zieht. —
Auch wir soll'n hoffen und nicht klagen;
Der Winter kommt, der Winter flieht!

Gust. H. Junf.

Rösselsprung.

| | | | | | | | |
|-------|-------|-------|-------|------|--------|-------|------|
| ● | wacht | ben | fla | so | ge | rinn | ● |
| ist | ge | schön | mit | ver | mand | teß | fla |
| er | ge | ● | tag | kind | ● | nicht | doch |
| nicht | der | wird | inst | der | trüb | leid | und |
| sich | süße | uns | nicht | auch | sterne | einen | be |
| jun | ben | ● | mor | the | ● | auch | die |
| che | gen | flage | le | es | nacht | fer | hin |
| ● | ge | man | rö | ne | mel | hat | ● |

Zahlenrätsel.

- 1 2 10 3 9 10 Dichter und Freiheitskämpfer.
- 2 7 1 6 3 3 Hausgerät.
- 3 2 10 5 7 9 10 Unzufriedener.
- 4 5 9 7 Tier.
- 5 4 9 8 9 7 Hausschmuck.
- 6 10 4 9 Gesangsstück.
- 7 9 6 10 Person aus einem Drama v. Shakespeare.
- 8 9 10 7 4 3 Stadt in Deutschland.
- 9 7 8 1 Insel.
- 10 6 8 8 4 3 9 10 jüdischer Geistlicher.
- 11 6 7 9 10 Münze.

Der erste Buchstabe eines jeden Wortes, von oben nach unten gelesen, ergibt den Namen eines bekannten Herrschers. a. z.

Auflösung des Rebus in Nr. 5:

Der schlimmste Taube ist der, der nicht hören will.

Auflösung des Tauschrätsels in Nr. 5:

Baie, Engel, Reize, Lessing, Ilse, Note.
Berlin.

Richtige Lösungen sandten ein: Paul Scheel, Dresden; Franz Reichmann, Dresden; Max Hoppock, Meissen; Margarethe Hoppock, Meissen; Anna Handrock, Baugen; Paul Denkel, Zwickau i. S.; Elisabeth Mannheim, Schirgiswalde; C. B., Zittau; Joh. u. Runi Keitel, Celsniz i. Erzgeb.; Elisabeth u. Hans Sende, Baugen.

Pillnigerstr. 43. — Verantw. Redakteur: Philipp Kauer in Dresden.